

Es ist geradezu auffallend: Immer wieder finden sich in der heiligen Schrift Stellen, die von einer gigantischen Fülle, ja von einem regelrechten Überfluss erzählen. Da ist z.B. die Hochzeit in Kana, die gerettet wird durch die Verwandlung von Wasser in 600 Litern Wein (vgl. Joh 2,1-12); da ist dieses Gleichnis vom Sämann, dessen Aussaat trotz aller Widerstände Frucht bringt, und zwar nicht ein bisschen, sondern dreißigfach, sechzigfach, ja sogar hundertfach (vgl. Mk 4,1.9); oder da ist dieser Petrus, der auf die Aufforderung Jesu hin, trotz aller Erfolglosigkeit, sein Netz noch einmal auswirft, und dann soviel Fische fängt, dass das Netz zu reißen droht. (vgl. Joh 21,1-14).

Auch heute handeln die Schrifttexte von solchem Überfluss.

Da ist der Prophet Elischa in der ersten Lesung. Er führt den Kampf seines Vorgängers Elija gegen den staatlich begünstigten Baals Kult in Israel fort; um ihn hat sich eine kleine Schar von etwa 100 jahwetreuen Anhängern versammelt, die wie er sich weigern, die Verdrängung des Jahweglaubens in Israel zu akzeptieren. Da kommt ein Bauer und bringt ihm seine Erstlingsfrüchte der Ernte, die er eigentlich den Priestern im Tempel bringen müsste: 20 Gerstenbrote und dazu noch frische Körner. Wegen einer Dürre herrscht in Israel Hunger. Elischa will nichts für sich selber, sondern lässt diese Gaben an seine Leute verteilen. Und obwohl dies eigentlich zu wenig ist, heißt es da: „... und sie aßen und ließen noch übrig...“ (V 44).

Ähnliches findet sich auch im Evangelium. Da sind es sogar 5000 Männer und nur fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Und dennoch bleibt auch hier am Schluss ziemlich viel übrig: „Sie sammelten und füllten zwölf Körbe mit den Brocken, die von den fünf Gerstenbrotten nach dem Essen übrig waren.“ (V 12)

Was passiert da?

Wenn man die beide Texte einmal nebeneinanderlegt, dann fällt da Folgendes auf: In beiden Fällen geben Leute von sich ab, ohne auch nur den geringsten Teil für sich selber zu behalten. Das bedeutet: Sie haben nicht die geringste Angst, zu kurz zu kommen, und denken überhaupt nicht an sich, sondern nur an die anderen.

In der Lesung ist es Elischa, der die ganzen Erstlingsgaben, die ihm dieser Bauer überreicht, an seine Leute verteilen lässt.

Im Evangelium ist es dieser Junge, der seinen ganzen Proviant Jesus übergibt, und dabei überhaupt nichts für sich selber zurückbehält. Er teilt nicht etwa mit Jesus, er gibt ihm nicht etwas ab, von dem, was er hat, was ja immer noch sehr großzügig gewesen wäre; nein, er gibt Jesus einfach alles, was er hat.

Und genau dieses völlig vorbehaltlose und uneingeschränkte Geben, das ein enormes Gottvertrauen erkennen lässt, das ist die Voraussetzung, die es sowohl Elischa als auch Jesus ermöglichen, aus einem Mangel diese gigantische Fülle entstehen zu lassen, sodass dieses Wenige für eine riesige Menschenmenge reicht.

Oder das Ganze ein wenig praktischer: Bei den vielen Leuten, die da versammelt waren, haben sicher einige etwas zum Essen dabeigehabt. Aber keiner hat sich getraut, dies hervorzuholen. Denn wenn ihm da hungrige Augen zuschauen, dann schmeckt es nicht mehr; wenn er anfängt mit anderen zu teilen, wo hört das dann auf; sich hinter einem Busch zu verstecken, um heimlich zu essen, das bringt es auch nicht... Nein, da geht nichts mehr.

Bis eben dieser Junge anfängt, alles, was er hat, Jesus zu bringen. Offensichtlich ist der der Einzige, der begriffen hat, von was Jesus den ganzen Tag geredet hat. Jesus nimmt es, spricht das Dankgebet, und beginnt, dieses Wenige auszuteilen. Und jetzt kommt Bewegung in die Menge. Jetzt interessiert es gar nicht mehr, ob ich selber vielleicht leer ausgehe, und deshalb kann ich jetzt problemlos alles, was ich habe, hervorholen und es den anderen geben – und vielleicht sogar gleichzeitig auch noch die Erfahrung machen, dass ein anderer das, was er hat, mir gibt.

Das was die Leute bei dieser Brotvermehrung erleben, das ist nicht einfach eine nette Gemeinschaftserfahrung. Nein, das wird vom Text eindeutig als eine Erfahrung des Reiches Gottes gekennzeichnet. Denn diese 12 Körbe, die das am Ende eingesammelt werden, sind eine unüberhörbare Anspielung auf diese Reich-Gottes-Verkündigung Jesu. So entsteht, so funktioniert das Reich Gottes.

Doch leider – fast als Gegenprobe – liefert dieses Evangelium am Ende eine ernüchternde Erfahrung. Wenn die Menge Jesus jetzt, wie es da heißt, in ihre Gewalt bringen und zum König machen will (vgl. V 15) und ihm schließlich nichts anderes mehr übrigbleibt, als sich allein auf einen Berg zurückzuziehen, dann geht es plötzlich wieder darum, den eigenen Vorteil sichern. Damit wird diese Erfahrung der Brotvermehrung einfach wieder ausgelöscht, als sei nichts gewesen.

Aber dieses Problem hatten nicht nur die Leute damals. Dieses Problem haben auch wir. Wie sollen wir denn das auf uns übertragen? Wenn wir tatsächlich so vorbehaltlos geben, ohne dabei an uns selber zu denken, dann laufen wir doch Gefahr, zu Sozialhilfeempfängern zu werden und damit anderen auf der Tasche zu liegen. Aber ist es wirklich das, was Jesus verlangt?

Hier ist eine kleines Detail hilfreich. Im Evangelium hieß es, bevor Jesus Brot und Fisch auszuteilen begann: „Lasst die Leute sich setzen.“ (V 10) Es entstehen also erst überschaubare Gemeinschaften. Die Lebensweise des Reiches Gottes war und ist untrennbar verbunden mit ganz konkreten Gemeinden, die ein intensives Miteinander pflegten. Selbst der größte Theoretiker der Urkirche, nämlich der Apostel Paulus, ist nicht einfach herumgezogen und hat von Christus erzählt; nein, er hat immer, wohin er auch kam, Gemeinden gegründet, weil nur in einem festgefügt Miteinander der Glaube überhaupt gelebt werden kann.

Das bedeutet: Um diese Fülle, wie sie die heutigen Schrifttexte erkennen lassen, auch heute erfahren zu können, braucht es neben diesem großen Vertrauen in Gott auch gleichsam als Voraussetzung ganz konkrete Gemeinschaften, Gemeinden, Gruppierungen, in denen Christus wirksam werden kann.

Ohne diese geht gar nichts.